

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 19608. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die 6gepostete Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 2.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtaufgabe, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluss der Annahme von Inseraten für die jährige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

Tageskalender.

Die städtische Viersteuervorlage wurde mit 38 gegen 14 Stimmen angenommen.

Dem preussischen Abgeordnetenhaus ging ein Gesuchentwurf über die Zulassung der Feuerbestattung in Preußen zu.

Der deutsch-serbische Konflikt wegen der Profitinteressen der Kanonenfirma Ehrhardt ist wieder beleuchtet.

In der türkisch-griechischen Grenze ereignen sich andauernd blutige Konflikte zwischen Türken und Griechen.

In Chicago ist ein Ausstand sämtlicher Zeitungsdrucker ausgebrochen.

Spanien.

Leipzig, 2. März.

Spaniens Elend gipfelt im Klerikalismus. Es ist schon häufig genug dargelegt worden, daß er nicht die ursprüngliche Ursache des Niedergangs Spaniens und seiner jetzigen Verjüngung ist, sondern nur eine der Begleiterscheinungen dieser Zustände. Aber doch: obwohl nur Produkt des spanischen Niedergangs, ist der Klerikalismus jetzt das wichtigste Hindernis jedes Fortschritts, darum ist der Kampf gegen ihn die zentrale Lösung aller Umwälzungsfragen in Spanien. Deshalb muß die heutige „reformierende“ Regierung ebenso bei dem Klerikalismus ihre Arbeit beginnen, wie es die Rebellen von Barcelona gemacht haben. Die republikanischen und demokratischen Volksmassen sind des Wartens müde, und wir sind zu einer baldigen Entscheidung gezwungen, jammerte Canalejas, das Haupt der liberalen Regierung, in der Verteidigungsrede seines „antiklerikalen“ Glanzstücks, des Sperrgesetzes. Dieses vor einigen Monaten von der Kammer endgültig angenommene Gesetz sollte nach dem Regierungsentwurf bis zur Schaffung eines neuen Vereinsgesetzes die Gründung neuer religiöser Orden verbieten; nur in Ausnahmefällen sollte dies durch eine spezielle königliche Order erlaubt werden. Das Gesetz war eine Art ohne Stiel, denn erstens ist es unklar, ob die „liberale“ Regierung nicht morgen den Blutbunden Maura oder Weiler Platz machen muß, zweitens sind die Einkünfte der Klerikalen Hofdamen trotz des „antiklerikalen“ Kurzes Canalejas auch heute genügend groß, um eine beliebige Anzahl königlicher Erlaubnisscheine zur Gründung von Klöstern zu erlangen. Drittens tastet das Sperrgesetz den jetzigen Bestehenden der Kirche gar nicht an. Und wie ungeheuerlich dieser ist, bewies Canalejas selbst mit Ziffern, die er dem Pariser Temps mitteilte. In 3550 Klöstern Spaniens leben 60 000 männliche und weibliche Ordenspersonen; sie haben 192 Millionen Mark jährliches Einkommen, d. h. 3270 Mk. pro Kopf, wobei

sich eine jährliche Erhöhung des Einkommens um 10 Prozent feststellen läßt. Und was machte die Kammer noch aus dieser an sich schon jämmerlichen Vorlage? — Erstens beschränkte sie das allgemeine Verbot nur auf Klöster, deren Mitgliedschaft zu mehr als einem Drittel aus Ausländern besteht; die andern Klöster brauchen nur die königliche Erlaubnis. Sodann sollen auch diese Einschränkungen nur so lange bestehen, bis ein neues Vereinsgesetz geschaffen ist. Sollte das aber in zwei Jahren noch nicht fertig sein, dann verliert das Gesetz seine Wirkungskraft. Daß durch dieses Gesetz dem Klerikalismus kein Haar gekrümmt wird, ist klar. Man könnte zur Verteidigung der Regierung die Schuld auf die Kammer laden. Wenn man aber in Betracht zieht, daß die jetzige Zusammensetzung der Cortes dem Wahnterrorismus der Regierung zu verdanken ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Regierung die Kammer hat, die sie wünscht. Sie will und kann eben den Klerikalismus, an den sie durch tausend Bande gebunden ist, nicht ernstlich schädigen. Die „antiklerikale“ Politik der liberalen Regierung Canalejas bestätigt nur das Urteil, das der beste deutsche Kenner spanischer Verhältnisse, Gustav Diez, in seinem lehrreichen Werke: Das moderne Spanien (Berlin, Paetel, 1908), über die antiklerikale Politik Morets, des liberalen Vorgängers Canalejas, schrieb:

Solange er sich in der Opposition befindet, hält Moret immer die glänzendsten Reden, tritt für das liberale Programm mit den schönsten Worten ein; wenn er aber zur Regierung gelangt, so wagt er nicht, den Klerikalen mit der Energie entgegenzutreten, die erforderlich wäre, um Erpriechliches zu leisten. Er hat nachgegeben in den Verhandlungen über das Konordat, über das Vereinswesen, über die Maßnahmen zur Einschränkung des Ordenswesens, um nicht ganz mit der Krone, dem Vatikan, dem Klerus, den Jesuiten zu brechen, also in allen Punkten, in denen er in seinen früheren Programmen die Forderung der Demokratie, des Liberalismus, des Fortschritts hochgehalten versprochen hatte.

Und die Politik Canalejas gleicht der Morets wie ein Ei dem andern, eben weil sie die allgemeine antiklerikale Politik des spanischen Liberalismus darstellt.

Wie aus dem Gebiete der Kulturpolitik, geht es der Regierung aus dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Wenn es sich bei dem Kampfe mit dem Klerikalismus um die Beseitigung der Hindernisse jeder fortschrittlichen Politik handelt, so sind die Fragen von Wirtschaftsreformen Fragen von der Möglichkeit eines Fortschritts überhaupt. Von der Besserung in der Lage der Bauern hängt die Herstellung eines inneren Marktes für die spanische Industrie ab, von dieser aber das Entstehen einer Klasse, die in ihre starken Hände die Sache eines modernen Spaniens nehmen könnte. Und den Angelpunkt bildet dabei eine Reform der Steuerpolitik, die bis jetzt in Spanien nach dem Zeugnis von Netters, einem der besten Kenner der spanischen Finanzen, von dem Grundsatz beherrscht ist, „jeden wirklich leistungsfähigen Bürger möglichst zu schonen“. Das Rückgrat des spanischen Finanzsystems bilden die Verzehsteuer, aus denen die Kolonialverwaltungen ihre Ausgaben decken und der Staat

60 Millionen Mark bezieht. Von der Abschaffung dieser Steuern, die in unerträglichster Weise alle notwendigen Lebensmittel der Massen verteuern, müßte die Reform beginnen, aber sie bildet ein „Rühr-mich-nicht-an“ für die liberale Regierung, weil ihre Antastung alle lokalen Ausbeuter des Volkes in eine Linie gegen die Regierung stellen würde. Die Regierung beginnt ihre Reformtätigkeit bei den direkten Steuern, die einen Hohn auf alle modernen Grundsätze der Steuerpolitik darstellen. Wenn erst die Reform dieser Steuern die Finanzen des Staats gekräftigt hat, so sagt die Regierung, wird es möglich sein, an die Reform der indirekten heranzutreten, und so schlägt sie eine Reform der Erbschaftsteuer und der Personalsteuer vor, die auf Grund der Gesamteinkommen- und Vermögenserklärung erhoben werden soll. Wie leicht aber die Regierung diese Reform nimmt, zeigt die Tatsache, daß während sie kein steuerfreies Existenzminimum bei der Personalsteuer anerkennt; sie den höchsten Grad der Besteuerung nur auf 1 Prozent bemessen haben will. Und was am wichtigsten ist: der Kampf gegen die Steuerhinterzieher, die den Staat um die Hälfte der Einkünfte betrügen, wird äußerst lach geführt, weil die Betrüger zur Regierungsbande gehören. So läuft aber die ganze reformatorische Tätigkeit der Regierung auf diesem Gebiete auf lächerliche Scheinreformen hinaus, die vielleicht momentan die Einkünfte der Regierung etwas erhöhen werden, aber nicht den schädlichsten Schritt zu einer dauernden Reform der Finanzwirtschaft darstellen.

Und während das Defizit im Jahre 1909 35, im vergangenen Jahre 46 Millionen Pesetas betrug, während nichts für die kulturelle Entwicklung des Landes getan wird, denkt die Regierung gar nicht daran, auf die unter solchen Verhältnissen direkt verlorne „Weltpolitik“ zu verzichten. Sie will eine neue Anleihe von 281 Millionen Pesetas aufnehmen, mit der man die Kosten für die Erhöhung der in Marokko stationierten spanischen Truppen von 80 000 auf 115 000 Mann decken will. Das zeigt, worauf das am 17. November 1910 mit Muley Hafid abgeschlossene Abkommen hinausläuft. Das zeigen auch die Worte Canalejas in der Marokkammerdebatte vom 17. Oktober: man müsse den Weg verfolgen, den alle zivilisierten Völker einschlagen, und sich bemühen, die Zivilisation selbst mit Gewalt zu verbreiten.

So sieht die Reformarbeit der liberalen Regierung auf allen wichtigen Gebieten aus. Scheinreformen und Scheinkampf, statt eines — wenn auch allmählichen — Fortschreitens. Daß auch das Bürgerturn unfähig ist, die jahrhundertelange veräuferten Fragen des spanischen Elends und Niedergangs zu lösen, bewiesen die Kolonialskandale in Barcelona, wo die die Kommune beherrschenden kleinbürgerlichen Radikalen ein schamloses System der Korruption, Verschwendung und Veruntreuung öffentlicher Gelder eingeführt haben. Auch diese großmäuligen „Regeneratores“ Spaniens sind bis ins Mark faul, was auch die spanische sozialdemokratische Presse immer behauptet hat.

Was nun? Auf welchen Wegen wird sich die Entwicklung den Weg aus diesem Sumpfe bahnen? Diese Frage

Seuilleton.

Das stille Nest.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greng.

61] Nachdruck verboten.
Hierundzwanzigstes Kapitel.
Glurns hielt seinen Winterschlaf. Verschnett und weltabgeschieden lag es da.
Weit hinaus in das Tal weiße Winterlandschaft. Die Berge schneeige Wächter ringsum.
Es ging gegen Abend. Die frühe Dämmerung brach herein. Raum ein Mensch zeigte sich in den paar Gassen. Wer konnte, hockte daheim beim warmen Ofen.
Grauschwarz umzog sich das Firmament. Ein neuer ergiebiger Schneesfall stand in Aussicht.
Aus den Häusern mit den verschneiten Dächern und Fensterläden blickten da und dort kleine trübe Lichter und warfen ihren matten Schein hinaus auf die eiskaltstehenden Gassen. Droben von der Pfarrkirche läuteten die Abendglocken.
In der Wohnung der Frau Maria Erlacher herrschte Totenstille. Mit leisen unhörbaren Schritten trippelte die kleine Frau umher. Still schlich mit traurigem verweintem Gesicht ihr drein.
Tante Lies lag im Sterben.
Eine heftige Lungenentzündung hatte die Greisin aufs Krankenlager geworfen. Der alte Defan war jetzt

drinnen bei ihr. Er sollte sie langsam vorbereiten auf den Tod.

Heute nachmittag hatte es der Doktor Oberkofler der Frau Erlacher beigebracht, daß er keine Hoffnung mehr habe, die Greisin am Leben zu erhalten.

Angstvoll und erschreckt war Frau Maria sofort in den Widum gelaufen und hatte es dem Defan mitgeteilt.

Tante Lies im Sterben! ... Und ohne Sterbfatrament! ... Unverzöhnt mit ihrem Gott und Heiland würde sie vor den Richterstuhl des Herrn treten! ... Das durfte nicht sein! ...

Die Frau Notar hatte nicht den Mut, selbst ihrer Tante die Wahrheit mitzutellen. Seit Jahr und Tag war die alte Dame nicht mehr ihrer Christenpflicht nachgekommen. War nicht zur Beichte gegangen und nur selten zur Messe. In Glurns wurde sie schon allgemein als Heidin verschrien.

Der Defan war sofort ans Krankenbett gekommen. Leise und schonend brachte er es der alten Frau bei, wie es um sie stand.

Nun läuteten die Abendglocken. Im Krankenzimmer war es fast dunkel. Das dämmerige bleiche Licht des Winterabends fiel durch das Fenster.

Der gebrechliche Greis, der auf einem Stuhl neben dem Krankenbett gesessen war, erhob sich langsam und faltete die Hände zum Gebet.

Weiß und verfallen lag Tante Lies da. Bei vollem Bewußtsein. Ganz ruhig, ohne Angst sah sie ihrem Ende entgegen.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte der greise Priester mit zitteriger Stimme, als er fertig gebetet hatte.

„Amen!“ entgegnete die Kranke schwach.

Der Defan nahm seinen früheren Platz am Bett wieder ein. Soll ich Ihnen a Nacht anzünden?“ fragte er vorsorglich.

„Nein. Danke. Mir ist's viel lieber in der Dämmerung.“

„Ja recht. Ganz recht. 's is aa viel gemüatlicher a sol!“ nickte er. „Wir zwoa fürchten uns nit. Gesten's, Frau?“

„Nein!“ sagte Tante Lies schwach.

„Mögen's vielleicht eppas trinken? Haben's an Durst?“ fragte der Defan dann über eine Weile.

„Ja.“

Der Greis stand wieder auf, machte nun Licht und reichte der Kranken das Wasserglas. Seine Hand zitterte so stark, daß er das Wasser beinahe verschüttet hätte. Stöhnend richtete sich Tante Lies ein wenig im Bett empor.

„Warten's lei! I tua Ihnen helfen!“ sagte der Defan und machte sich kraftlos am Polsterkissen zu schaffen.

„Nein. Danke schön. Es geht schon.“ Ermattet ließ sich die Kranke, nachdem sie einen Schluck Wasser genommen hatte, wieder in das Kissen zurückfallen und schloß die Augen.

Der flackernde Schein des Kerzenlichtes warf seine Schatten auf das weiße, eingefallene Gesicht der alten Frau. Ihre Brust hob und senkte sich in rascher Folge. Der Atem ging röchelnd. Die feinen Linien des einst so schönen Gesichtes waren hart und spitz.

Angstvoll schaute der Defan auf die Kranke. Er war oft genug in seinem Leben an Sterbebetten gesessen. Bei jungen und alten Leuten.